

ten verpflichtet sind, ihre Kinder nicht nur zu bewahren und zu behüten, sondern zu innerlich starken, mutigen Menschen zu machen, die lebendig in ihrem Herzen tragen, was sie dem Geiste des Elternhauses verdanken, und die daher auch die Treue zu dem bewahren, was Vater und Mutter ihnen als Kostbarstes mitgaben.

Niemand braucht zu besorgen, auf diese Weise würde eine Jugend herangezogen, die nicht mit allen Fasern ihres Herzens Heimat, Volk und Staat bejahte. Nein, je tiefer der junge Mensch in der katholischen Familie als seiner ersten Heimat Wurzeln schlug, je stärker er den echt christlichen Geist des Elternhauses aufnahm, um so selbstverständlicher wird es ihm Gewissenspflicht, dem Staat freudig alles zu geben, was des Staates ist. Auch der Staat muß ein lebendiges Interesse daran haben, daß eine junge Generation heranwächst, die nicht aus äußerem Zwang, nicht im Rausche einer Begeisterung, die in der Not verfliegt, sondern aus innerster, letzter Verpflichtung vor Gott zum opfervollen Leben für Volk und Staat bereit ist.

So wird das Eintreten für die Familie als den gottbestellten Erziehungsraum die festeste Fundamentierung unseres Volkes bedeuten. So aber wird auch der Grund gelegt zu jener Erziehungsfreudigkeit und Erziehungsbereitschaft der Eltern, unter denen allein junges Leben zu gedeihen vermag. Das aber ist entscheidende Tat im Dienst einer besseren Zukunft.

## Magie und Christentum

Von Max Rast S. J.

Vereinzelte Fälle von Zauberei werden sich wohl bei allen Völkern ausfindig machen lassen, bei den primitiven wie innerhalb der Hochkulturen. Manche Forscher glaubten die Magie als die Religion primitiver Stämme hinstellen zu können, aus der sich erst allmählich die höheren Formen entwickelt hätten. Dieser stark evolutionistischen Auffassung gegenüber betont P. Wilh. Schmidt S. V. D. mit Recht, daß das Zauberesen nicht ein Anfangsstadium in der Entwicklung der Religion bedeutet, sondern eher als ein Zerfallsprodukt anzusehen ist. Denn „die sämtlichen ethnologisch zweifellos den ältesten Schichten zuzuzählenden Pygmäenstämme weisen Zauberglauben und Zauberpraktiken in verhältnismäßig geringem Umfang auf, jedenfalls in geringerem Ausmaß, als sie bei den ethnologisch jüngeren, äußerlich kulturell höherstehenden Völkern sich finden. Annähernd Ähnliches gilt von fast allen Völkern der Urstufe“<sup>1</sup>. Je reiner die Gottesvorstellung, desto weniger Raum bietet sie für Zauberei. Daraus folgt, daß die ältesten Völker mit ihrer verhältnismäßig reinen Gottesvorstellung und vor allem das Christentum wenig oder gar keine magischen Elemente aufweisen werden. Treffend bemerkt Bertholet: „Je mehr sich religiöser Glaube von der allein wirksamen Kraft

<sup>1</sup> P. Wilh. Schmidt S. V. D., Ursprung und Werden der Religion (Münster i. W. 1930) 150.

des Numens, von dem er lebte — Gott alles in allem —, überzeugte, um so mehr mußte das Vertrauen in die Automatik magischer Kraftwirkungen in sein Nichts zusammensinken.“<sup>2</sup>

Daher muß es überraschen, daß ein so angesehener Religionsgeschichtler wie der Bonner Professor Carl Clemen in seinem jüngst veröffentlichten Buch<sup>3</sup> nicht bloß bei den Primitiven, sondern auch beim Menschen der Urzeit und im Christentum zahlreiche magische Gebräuche und Vorstellungen aufspürt. Freilich mahnt der Verfasser besonders bezüglich des urzeitlichen Menschen zur größten Vorsicht, weil das Tatsachenmaterial zu dürftig ist, um eine eindeutige Auslegung zuzulassen, und auch beim Christentum wird gelegentlich unterschieden zwischen Volksaberglauben und offizieller Lehre. Aber im ganzen erweckt doch die Darstellung, die ungefähr ein Drittel des Buches ausmacht, den Eindruck, als ob Zauberei eine ständige Begleiterscheinung des menschlichen Lebens wäre, von seinen Urfängen bis zu seinen höchsten religiösen Formen. Wenn wir uns im folgenden hauptsächlich mit dem „Magischen“ im Christentum beschäftigen, so mögen doch auch die von Clemen angeführten Parallelen aus der Frühzeit der Menschheitsgeschichte näheres Interesse erwecken; einerseits sind sie weniger bekannt, andererseits überraschen sie oft durch ihre verblüffende Ähnlichkeit mit den angeblichen „Zauberpraktiken“ in der katholischen Kirche.

Die Zauberei beruht vor allem auf dem Glauben des Menschen, durch irgend welche Mittel natürliche oder „übernatürliche“ Mächte in seinen Dienst zu zwingen. Gewöhnlich unterscheidet man zwei Arten von Zauber, den „Berührungszauber“ und den „Analogiezauber“. Beim ersten will man durch Berührungen (Essen, Waschen, Betreten usw.) sich Kräfte zu eigen machen, die in andern, lebenden oder leblosen, Gegenständen schlummern. Der „Analogiezauber“ kennzeichnet sich dadurch, daß ein Vorgang ganz oder teilweise nachgeahmt wird, um ihn in der Natur wirklich hervorzurufen. Die als „übernatürlich“ betrachteten Mächte oder Kräfte können Teile der Natur sein, selbstverfertigte Geräte oder auch Geister, besonders die Verstorbenen.

Schon im Jungpaläolithikum kannte man wahrscheinlich Amulette. Denn die Muscheln und Tierzähne, die den Toten beigegeben wurden, hatten wohl den Zweck, natürliche oder übernatürliche Kräfte mitzuteilen oder fernzuhalten. Ebenso gilt dies von den „beinernen Doppelscheiben oder Hanteln, die nach manchen Gelehrten als Ohren-, Nasen- oder Lippenpflocke gedient haben“ (18). Dieselbe Bedeutung hatten die Korallen, die in der jüngeren Steinzeit den Toten mitgegeben wurden (18). „Im Neolithikum sind vielleicht auch die kleinen, auf Gräbern stehenden Grabpyramiden als Träger übernatürlicher Kräfte betrachtet worden.“ Die Bedeutung aber der Edelsteine in den offiziellen Religionen ergibt „sich besonders deutlich aus zwei Stellen im Alten und Neuen Testament: nach Ex. 28, 17 ff.; 39, 10 ff. sollen Aaron und seine Söhne auf der Tasche, in

<sup>2</sup> Religion in Geschichte und Gegenwart III<sup>3</sup> (1847).

<sup>3</sup> Carl Clemen, Grundriß der Religionsphilosophie. Bonn 1934.

der die Urim und Tummim sind, zwölf Edelsteine tragen, und so ziemlich aus denselben bestehen nach Apok. 21, 19f. die Grundsteine des himmlischen Jerusalems, das ja ursprünglich den Himmel bedeutet, und da dieser nach antiker Vorstellung auf Grundsteinen ruht, müssen diese übernatürlichen Kräfte haben, d. h. eben Edelsteine sein“ (19).

Auch Beispiele von Waffenverehrung scheinen sich im Neolithikum zu finden. „Auf den jungsteinzeitlichen Dolmen sind neben andern, erst recht undeutlichen Gegenständen vielleicht auch Schilde abgebildet, die wohl den in jenen bestatteten Toten wieder übernatürliche Kräfte mitteilen sollten“ (20). Ebenso weist der Schwur beim Offiziersdegen auf eine ähnliche Verehrung hin. „Denn der Gegenstand oder das Wesen, bei dem man schwört, soll ja ursprünglich immer dafür sorgen, daß die Wahrheit gesprochen oder das gegebene Wort gehalten wird, gilt also als übernatürliche Macht“ (20). Und wenn im Christentum die Bibel nicht nur geküßt, sondern auch bei ihr geschworen wird, so scheint sie nach Clemen ursprünglich auch als übernatürliche Macht angesehen worden zu sein (21).

Auch Quellen scheint man im Neolithikum bereits verehrt zu haben; „das beweist die große Menge von Steinwerkzeugen aus dieser Zeit, die sich manchmal auf ihrem tiefsten Grund gefunden und wohl als Opfergaben an sie gedient haben“ (22). Auf die Verehrung von Seen deutet es hin, wenn „z. B. um das Pulvermaar in der Eifel herum regelmäßig eine Prozession gemacht wird oder man die Tiefe des Mummel- und Titi-sees im Schwarzwald nicht messen darf“ (22).

Die in allen Religionen eine große Rolle spielenden Opfer, Gebete und Kulthandlungen sind vielfach mit magischen Bestandteilen vermischt. Daß in Israel die männliche Erstgeburt losgekauft und ursprünglich vielleicht getötet wurde, ruhte wohl auf dem Glauben, „in den ersten Sohn sei die Kraft des Vaters übergegangen und würde, wenn er am Leben bliebe, diesem dauernd entzogen werden“ (34). Das Gebet ist schon in der jüngeren Steinzeit nachweisbar, „denn auf der bereits erwähnten Felszeichnung von Ksar-el-Ahmar steht vor einem Altbüffel ein Mann mit erhobenen Händen, also doch wohl im Gebet. Auch auf den nordischen Felszeichnungen der Bronzezeit scheinen hie und da (wenngleich nicht so häufig, wie angenommen worden ist) Adoranten dargestellt zu sein“ (35). Später begegnet uns das Gebet bei allen Völkern, und oft ist, vor allem bei den Beschwörungsformeln, Magie mit im Spiel. Man vermeinte durch solche Formeln oder Anrufungen des Namens der Gottheit, wenigstens ursprünglich, einen Zwang auf die Gottheit ausüben zu können (36). Daß man die Heiligen, wenn sie einem nicht zu willen sind, schilt, sie in den Regen stellt, wenn sie Sonne schicken sollen, gehört nur zum Volksaberglauben. Wallfahrten, Herumtragen von Bildern, ihre gesuchte Nähe setzen den Gegenstand als „mit heilsamen Kräften erfüllt“ voraus (64, 39). Selbst *Votivgeschenke* gab es vielleicht schon im Neolithikum, und „so hätte man schon damals gemeint, daß auch für einen Menschen sein Bild eintreten könnte und er geheilt würde, wenn sein Bild oder dasjenige eines seiner Glieder in die Nähe einer Gottheit gebracht würde“ (39).

Auf „Analogiezauber“ weisen die bekannten Felszeichnungen nament-

lich in Südfrankreich und Spanien hin. Denn schon der vorgeschichtliche Mensch glaubte Tiere „dadurch hervorbringen oder auch erlegen zu können, daß er sie in statu amoris oder auch als verwundet darstellte“ (7). Auch für das Alte und Neue Testament ist nach Clemen diese Art von Zauber nachweisbar. „So wird im Buch des Propheten Jeremias (28, 10 ff.) erzählt, daß Hanaja vom Hals des Propheten ein Joch nahm, es zerbrach und verkündigte: ebenso will ich nach zwei Jahren das Joch Nebukadnezars, des Königs von Babel, auf dem Hals aller Völker zerbrechen, und in der Offenbarung Johannis (18, 2), daß ein starker Engel einen Stein wie einen großen Mühlstein mit den Worten ins Meer warf: so wird mit einem Schwung Babylon, die große Stadt, dahingeworfen und nicht mehr gefunden werden“ (8).

Diese Aufzählung mag genügen. Vor allem im Katholizismus ließen sich noch manche Beispiele von angeblichen „Zauberpraktiken“ anführen, die sich bei Clemen nicht finden. Man braucht bloß auf die Reliquienverehrung, auf das Trinken von Johanneswein, den Gebrauch des Weihwassers hinzuweisen. Der „magische“ Einschlag sowohl in der Urreligion wie im Christentum scheint damit dargetan. Indes von den Tatsachen aus der Frühzeit des Menschen gesteht Clemen selber, daß wir sie „nur nach andern Religionen deuten“ können. Mit andern Worten, wir müßten Beispiele eindeutiger Zauberei haben, um überhaupt einen Maßstab für ähnliche Vorgänge zu besitzen. Schon hier erhebt sich die große Schwierigkeit, daß manche „Zauberhandlungen“ bei den Primitiven, die meistens als Musterbeispiel dienen, sich zwanglos anders erklären lassen.

Das Hauptbedenken jedoch, vor allem gegen die Anwendung der Zaubertheorie auf das Christentum, liegt darin, daß ähnliche äußere Handlungen und Gewohnheiten keinen unmittelbaren Schluß auf gleiche innere Gesinnung erlauben. Der berühmte Analogieschluß, der auch bei Clemen wie bei den meisten Religionshistorikern als Grundlage für ihre Behauptungen dient, darf nur mit äußerster Vorsicht angewandt werden. Treffend bemerkt hierzu der bekannte Religionswissenschaftler Pinard de la Boullaye S. J.: „Bei der Erklärung der Elemente (Kultgeräte, Symbole, Riten usw.) besteht der häufigste Irrtum darin, daß man ausschließlich gewisse oberflächliche oder wenigstens nur teilweise auftretende Ähnlichkeiten in Betracht zieht, vor allem, daß man den materiellen Einzelheiten eine außergewöhnliche Aufmerksamkeit schenkt und die geistigen und moralischen Elemente übersieht.“<sup>4</sup> Für die verschiedenen geistigen Einstellungen, die der gleichen materiellen Tatsache zu Grunde liegen können, gibt uns Pinard selber ein drastisches Beispiel. Die Tötung von Menschen kann hervorgehen aus dem Motiv des Kannibalismus, dem tierischen Verlangen nach Menschenfleisch, aus falschem Mitleid mit den Krankheiten und Gebrechen der Mitmenschen, aus Zauberei, um die Zukunft zu erforschen, aus Trauer, wie dies einst in Indien geschah, wo die Gattin mit

<sup>4</sup> Pinard de la Boullaye S. J., *L'étude comparée des religions* (Paris 1925) t. II. 55.

dem verstorbenen Gatten lebendig begraben wurde, aus Rache am Kriegsfeinde, aus religiösen Beweggründen wie einst bei den alten Mexikanern<sup>5</sup>.

Darum gilt als Grundregel für alle Religionsvergleichen die Forderung: „In jedem menschlichen Tun gehört der Vorrang dem unsichtbaren Element, das dessen Seele ist, und das ist die das Ganze beherrschende Idee oder Absicht.“<sup>6</sup> Um diese aber bei religiösen Gebräuchen herauszufinden, ist es unbedingt notwendig, sie in die betreffende religiöse Weltanschauung hineinzustellen, oder wie wiederum Pinard sich ausdrückt: „In jedem organischen Ganzen, sei es nun ein physisches wie ein lebendiger Körper oder ein moralisches wie ein liturgisches, dogmatisches, asketisches oder juristisches Gesetz, kann jeder Teil nur begriffen werden in seinem Zusammenhang mit dem Ganzen.“<sup>7</sup> Wer also die christlichen Gebräuche richtig verstehen und beurteilen will — dasselbe gilt natürlich auch von den religiösen Tatsachen des Urzeitmenschen —, muß sich durch eindringliches Studium mit der christlichen Glaubenswelt vertraut machen und vor allem eine genaue Kenntnis ihrer Dogmen sich verschaffen. Leider scheint diese Forderung die Kräfte der meist ungläubigen Religionsforscher zu übersteigen. So können sie in den sakramentalen Einrichtungen der katholischen Kirche nur Magie finden, während gerade diese Seite des Katholizismus, vom Gesamtdogma aus gesehen, einen außerordentlich reinen Gottesbegriff voraussetzt und eine theozentrische Welt- und Lebensauffassung, die kraft innerer Dynamik jedes magische Element ausstoßen muß.

Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß der Mensch von jeher ein gewisses Bangen und Grauen gegenüber der unvernünftigen Natur empfindet. Wasser, Feuer, Luft, die dunklen Triebe in der eigenen Brust und in den Tiefen der andern Menschen haben für uns etwas Unberechenbares, dem wir wie einem unentrinnbaren Verhängnis ausgeliefert sind. Wohl glaubte der Mensch eine Zeit lang, geblendet durch die Erfolge der Naturwissenschaften, auch die Naturkräfte um ihre letzten Geheimnisse bringen und so unschädlich machen zu können. Heute ist diese Illusion verflogen, und die unheimlichen Mächte — wir nennen sie „Schicksal“ — umlauern uns doppelt bedrohlich. „Die Sorge ist die ständige Begleiterin des Menschen geworden“ (Jaspers). Diese Sorge aber, dieses beständige Aufpassen-müssen auf jeden Schritt, hindert uns, den Blick zu Gott emporzuheben. Wir müssen so sehr auf unsern irdischen Lebensweg achten, daß wir die Augen immer erdwärts gerichtet halten und so den Pfad zum ewigen Leben leicht verlieren.

Von dieser Angst vor dem „Schicksal“ kann uns nur einer befreien, der Herr der Natur. Christus, der Gottmensch, hat sich als diesen absoluten Herrn ausgewiesen durch die Wunder, die ihn in seinem sterblichen Leben begleiteten. Er nahm der Natur ihren Schrecken, indem er seinen heiligen Segen über sie aussprach, wie er ihn stets noch durch seine Kirche spricht. Dadurch sind alle Geschöpfe, die uns umgeben, in den Kreis der

<sup>5</sup> A. a. O. 57.

<sup>6</sup> A. a. O. 56.

<sup>7</sup> A. a. O. 59.

göttlichen Vorsehung einbezogen. Die Kirche segnet besonders die Gegenstände, von denen uns oder unserem Eigentum Gefahr drohen könnte, oder die wir selbst beschützt wissen möchten: Nahrungsmittel, Haus und Hof, Eisenbahnen, Schiffe, Flugzeuge. Die Weiheformeln, deren sich die Kirche bei diesen Segnungen bedient, mögen einem rein oberflächlichen Beobachter als magische Beschwörungen erscheinen. Aber schon ein Blick in ihren Inhalt zeigt den großen Unterschied: nichts von einem Vertrauen auf automatische Wirkung der „Gebetsformel“ oder der äußern Handlung; alles wird von der freiwilligen Güte und Macht Gottes erwartet. Nichts von einem unfehlbaren „Erzwingen“ der gewünschten Wirkung. Jeder unterrichtete Katholik weiß, daß ein gesegnetes Flugzeug abstürzen, daß auch eine gesegnete Speise ihm übel bekommen kann. Aber zugleich trägt ihn das sichere und ruhige Bewußtsein, daß nicht mehr ein blindes Schicksal über ihm waltet, daß tatsächlich ein besonderer Schutz ihn und das Seine umgibt. Er weiß sich geborgen in der Obhut des himmlischen Vaters. Wenn ein Unheil ihn erreicht, so geschieht dies zum Besten seines höheren Lebens.

Damit kommen wir zu einem andern, tieferen Sinn der Sakramente und Sakramentalien. Der Endzweck unseres Erdendaseins liegt im Jenseits, in der Vereinigung mit Gott. Angesichts dieser übernatürlichen Bestimmung scheinen die „natürlichen“ Dinge nicht bloß in ihrem Wert zu verblassen, sondern sich selbst hemmend in den Weg zu stellen. Von alters her galt das Sinnliche, Materielle als das Gottfremde und Gottfeindliche. Und so erstanden auch immer Philosophen und Propheten, denen Gott nur durch Flucht vor der Welt erreichbar schien. Dieser verneinenden Weltauffassung setzt die katholische Kirche, von ihrem göttlichen Stifter belehrt, eine positive entgegen. Die Dinge dieser Erde sind nicht nur nicht „dämonisch“, fluchbeladen, sie werden zu Gnadenvermittlern. Nur Gott, der allmächtige Herr der Natur, konnte Irdisches so hoch erheben, es seines „neutralen“ Charakters entkleiden und es hineinholen in den geheiligten Bezirk übernatürlichen Wirkens. Das erhabenste Vorbild dieser unbegreiflichen Erhöhung materiellen Seins bietet uns die Menschheit des Erlösers: ihre Glieder, ihre Worte werden zu Kanälen für das Gnadenwirken des Gottessohnes. Damit ist der Fluch vom „Fleisch“, vom „Stoff“ genommen. Ein jedes Geschöpf kann „Sakrament“ oder „Sakramental“ werden, jedes kann durch den Segen Christi, der sich in der Segnung seiner Kirche fortsetzt, Kanal sein für die übernatürliche Gnade. Und es zeugt für das tiefe psychologische Verständnis des Gottmenschen, daß gerade Dinge, die auch sonst in unserem Leben eine große Rolle spielen, Wasser, Brot, Wein und Öl, die ausgezeichnetsten Gnaden vermitteln. Bei allen Segensworten, die der Priester über Gegenstände oder Personen spricht, geht die letzte Absicht dahin, einen neuen Gnadenkanal zu erschließen. Eingedenk der übernatürlichen Bestimmung ihrer Kinder, unterläßt die Kirche nie, an die Bitte um irdischen Schutz und irdisches Wohlergehen die wichtigere um seelische Hilfe zu knüpfen. Es genügt ein Blick in das Ritualbuch, um sich davon zu überzeugen.

Noch trostreicher ist der Gedanke, daß auch unsere Lebenslagen, unsere

Standes- und Berufspflichten, die so leicht Anlaß zum Straucheln bieten, einer ähnlichen Erhöhung fähig sind. Wo immer uns eine verantwortungsvolle Aufgabe winkt, wo immer uns ein schwerer Gang bevorsteht, da wird uns eine sichtbare Bürgschaft des göttlichen Gnadenbeistandes gegeben. Taufe und Firmung stärken uns zum christlichen Lebenskampf; die Priesterweihe hebt den Arbeiter im Weinberg des Herrn über seine schwachen menschlichen Kräfte hinaus; das Sakrament der Ehe wird den beiden Ehegatten zu einem beständigen Gnadenquell für ihre schwierige Aufgabe, und zum letzten Gang in die Ewigkeit rüstet uns das heilige Sakrament der Ölung.

Ausgerüstet mit dieser „übernatürlichen“ Weltauffassung, kann der Christ sich wirklich als freies Kind Gottes in der Schöpfung bewegen. Er ist überall umweht vom göttlichen Hauch, jedes Ding und jeder Ort, jeder Stand und jedes Amt wird ihm Gnade. Gewiß, die ganze wunderbare Kraft, die aus dem Mysterienwesen der katholischen Kirche ausstrahlt, wird nur den so recht erfüllen und beglücken, dem der Gottmensch in seiner göttlichen Macht und menschlichen Herablassung Wahrheit und Wirklichkeit geworden ist. Da verschwindet jeder magische Schein; nicht die „Dinge und Formeln“ sind übernatürliche Automaten, sondern in allem wirkt der eine allmächtige Gott. Ob die Dinge und Worte dabei physisch mittätig sind, wie der heilige Leib Christi bei seinen Wundertaten, oder ob sie nur „äußere Bedingungen und Zeichen“ darstellen, ist eine nebensächliche Frage, die man ruhig den Theologen zur Diskussion überlassen kann. Aber daß gerade sinnliche äußere Zeichen verwandt werden, beleuchtet die theozentrische Weltauffassung des Christentums von einer neuen Seite, die heute mehr denn je von Wichtigkeit ist.

Bekanntlich beeinflussen sinnliche Eindrücke den Menschen viel lebhafter und meistens auch nachhaltiger als rein geistige Ideen und Entschlüsse. Daher halten wir uns fast notgedrungen in unserem Sinnen und Trachten viel mehr in der sinnenfälligen Wirklichkeit auf als bei Gott. Und doch sollen wir in der übernatürlichen Welt heimisch werden, sollen unsern Geist immer wieder zu den ewigen Gütern hinlenken. Wir sollen die irdischen Dinge gebrauchen und innerlich bei den himmlischen verweilen. Wir sollen übernatürliche Menschen werden, ohne unsere gesunde Natürlichkeit einzubüßen. Diese scheinbar so schwierige Aufgabe löst die Kirche in geradezu meisterhafter Weise durch all das, was man unter dem Namen „Sakramentalismus“ zusammenfassen kann. Durch die Segnungen werden die „neutralen“ Dinge nicht nur Gnadenvermittler, sondern auch Symbole oder Zeichen für übernatürliche Wirklichkeiten. Das Band aber zwischen Zeichen und Bezeichnetem schlingt sich um so fester, als es nicht willkürlich gewählt ist, sondern sich ganz an die natürliche Bestimmung des sinnfälligen Gegenstandes anschmiegt. Das Taufwasser versinnbildlicht die Reinigung der Seele, das Krankenöl verleiht der Seele Linderung und Stärkung, der unter der Brotsgestalt verborgene Heiland nährt das übernatürliche Leben. Jeder Gegenstand, der in der Liturgie verwendet wird, erinnert in seiner sinnlichen Erscheinung an eine über-

natürliche Wahrheit oder eine Tatsache der Heilsgeschichte. Kreuz und Altar, Kerzen und Weihrauch, Salz und Chrisam, alles wird Symbol.

Es gibt keine Segnung der Kirche, in der nicht, auch wenn sie scheinbar ganz profanen Zwecken dient, auf die übernatürliche Welt hingewiesen würde. Bei der Weihe der Speisen erfleht der Priester Gesundheit des Leibes und der Seele. Bei der Segnung eines Stalles lautet das schöne Gebet: „Herr, allmächtiger Gott, du hast gewollt, daß dein eingeborner Sohn, unser Erlöser, in einem Stall geboren werde und zwischen zwei Tieren in einer Krippe liege: segne, wir bitten dich, diesen Stall und schütze ihn gegen jegliche Bosheit und Verschlagenheit teuflischer Hinterlist; laß ihn dem Groß- und Kleinvieh und allen übrigen Lebewesen eine gesunde und vor jeder Nachstellung sichere Stätte sein. Und weil der Ochse seinen Besitzer kennt und der Esel die Krippe seines Herrn, so gewähre huldvoll deinen Dienern, die du nach deinem Gleichnis geschaffen, die du nur wenig unter die Engel erniedrigt und denen du Schafe und Rinder sowie die Tiere des Feldes unterworfen hast, daß sie sich nicht den unvernünftigen Tieren gleichstellen und nicht werden wie Pferd und Esel, die keinen Verstand haben. Laß sie vielmehr dich erkennen, den einzig wahren Gott, den Schöpfer aller Güter, in deinem Dienste treu ausharren und dir für die empfangenen Wohltaten so danken, daß sie verdienen, höhere Gaben zu erhalten. Durch denselben Christus, unsern Herrn.“

So werden die Segnungen der Kirche und die übrigen frommen Gebräuche zu einem lebendigen Anschauungsunterricht in den Wahrheiten des Glaubens. Indem sie Sinn und Herz immer wieder auf das hinlenken, „was droben ist“, wecken und fördern sie den echt christlichen Glaubensgeist. Ja, sie bilden eine nicht zu unterschätzende Schutzwehr für den Glauben selbst. Es ist bekannt, wie zäh das Volk, besonders auf dem Lande, an seinen christlichen Gebräuchen festhält, als ob sie ein unverbrüchliches Stück des Glaubens selbst wären. Gewiß mag hier ein gewisser konservativer Eigensinn eine Rolle spielen; aber im Grunde offenbart sich in dieser Einstellung doch auch der urkatholische Instinkt, für den das Aufgeben der christlichen Überlieferung mit Recht als eine Unterminierung des Felsens Petri gilt. Das mag auch einer der Gründe sein, warum die Kirche selbst an diesen scheinbaren Äußerlichkeiten nicht rütteln lassen will.

Und lehrt uns nicht das Verhalten der Feinde unseres Glaubens dasselbe? Es ist gewiß nicht von ungefähr, daß die Neuheiden ihren Glauben mit Riten und Zeremonien umgeben, die sie oft der katholischen Kirche abgelauscht haben. Mit aller nur wünschenswerten Offenheit spricht sich einer der Wortführer der deutschen Glaubensbewegung in dieser Hinsicht aus. Dr. Bergmann schreibt: „Wie vor tausend Jahren die Christianisierung, so muß heute die Regermanisierung von Religion und Kirche bestehende Sitten und Gebräuche benutzen und allmählich versuchen, sie mit neuem Geiste zu erfüllen.“<sup>8</sup> Diesen Bestrebungen gegenüber wird es

<sup>8</sup> Ernst Bergmann, Die deutsche Nationalkirche (Breslau 1933) 383.

eine der vornehmsten Aufgaben der liturgischen Erziehung sein, für den Bestand und die Reinerhaltung der christlichen Gebräuche und Riten zu sorgen und das Volk immer tiefer in ihren innersten übernatürlichen Gehalt einzuführen. Dadurch wird die Gefahr, die uns heute droht, am sichersten abgewehrt, die Gefahr nämlich, daß in die altehrwürdigen Gefäße, in denen die Kirche ihren Kindern lebenspendenden Wein reicht, allmählich ein neuer, verderbenbringender Inhalt gegossen werde.

## Der Orden im politischen Raum

Von Gustav Gundlach S. J.

In dieser Zeitschrift (Bd. 127, S. 163) wurde auf gewisse Erscheinungen im deutschen politischen Raum hingewiesen, die als säkularisierter Katholizismus bezeichnet wurden. Hierbei war an Erscheinungen im „Weltlichen“ gedacht, die in katholisch-kirchlichen Formen ihr Vorbild haben und dadurch die Kennzeichnung als säkularisierter Katholizismus rechtfertigen. Daran wird man erinnert, wenn nunmehr maßgebliche politische Stellen ihre Partei als „Orden“ bezeichnen. Ähnliche Gedanken sind übrigens schon in dieser Zeitschrift (Bd. 126, S. 357) bei Besprechung von H. Nicolais verfassungsrechtlicher Untersuchung erwähnt worden. An sich sind diese Analogien zum religiösen Lebensbereich nicht neu. Um in der letzten Zeit zu bleiben, sei darauf hingewiesen, daß der Begriff der „Elite“, den Soziologen wie Pareto besonders ausbildeten, im italienischen Staatssystem in einem durchaus ordensmäßigen Sinne auf die Fasci Anwendung findet. Denn wenn man Elite etwa nur mit dem blassen Begriff der politischen „Oberschicht“ übersetzte, würde man der eigenartigen Dynamik der Fasci, die sie in den politischen Raum hinein ausüben, nicht gerecht. Jedenfalls kann man sagen, daß, wie immer auch in den verschiedenen Gesellschaftssystemen die Bezeichnung der herrschenden und einzigen Partei als „Orden“ verstanden wird, dadurch jene einzigartige belebende Gesellschaftsdynamik ausgedrückt werden soll, die auch in der Vorstellung von einer politischen Elite enthalten ist<sup>1</sup>.

Das Bedürfnis, die Partei in etwas anderes umzubilden, etwa in einen politischen „Orden“, dürfte sich überall da einstellen, wo der sogenannte Parteienstaat erledigt und der Einparteistaat errichtet ist. Die verbliebene einzige Partei hat dann das Empfinden, daß der einer politischen Partei

<sup>1</sup> Auch in das bolschewistische Gesellschaftssystem spielt übrigens jene Analogie zu den religiösen Orden hinein, wobei natürlich hier nur eine rein formale Ähnlichkeit der verschiedenen in diesem Zusammenhang zu erwähnenden Gesellschaftssysteme gemeint sein soll. In meiner Schrift „Zur Soziologie der katholischen Ideenwelt und des Jesuitenordens“ (Freiburg 1927, S. 114 Anm.) ist folgende Stelle aus dem Bericht einer nach Sowjetrußland entsandten englischen Kommission angeführt: „Die Emissäre Lenins werden vielleicht eine Zukunft haben, die nicht unähnlich ist den Missionären des Loyola... Die kommunistische Organisation hebt sich immer mehr und mehr von der Regierung ab... Sie wird mehr und mehr eine Religion ... mit erzieherischer Funktion.“